

Wenn innere und äußere Welten zerbrechen

Gewalt, Traumata und Psychiatrie – Einführung Wolfgang Bayer

Guten Tag meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen. Ich begrüße Sie sehr herzlich zu der diesjährigen Psychiatrie-Jahrestagung, die wie immer, von Diakonie Deutschland und BeB gemeinsam veranstaltet und getragen wird. Schön, dass Sie da sind.

Als wir diese Tagung vor gut einem Jahr begannen vorzubereiten, stand das Thema der wachsenden Zahl der zu uns flüchtenden Menschen und deren traumatisierende Erfahrungen von Gewalt, Krieg und Flucht auf der gesellschaftlichen Agenda. Viele von uns waren bestürzt über den heftiger werdenden Krieg in Syrien, die hemmungslose Gewalt des IS und die daraus resultierende schier nicht nachlassen wollende Zahl an Menschen, die bei uns Zuflucht suchten.

Aus der Bestürzung resultierte zunächst eine unglaublich große Offenheit und Bereitschaft, den Menschen hier Asyl zu bieten. Die Zahl der Freiwilligen schien grenzenlos und Angela Merkels Mantra „Wir schaffen das“ schien einen Sog auf die Helfer, ihre eigenen Kräfte für unbegrenzt und auf die Flüchtenden, Deutschland für einen offenen Garten Eden zu halten, auszuüben. Vor allem das Thema der Folgen von Krieg und Gewalterfahrung für die Menschen, deren Traumatisierung nämlich, führte zu einer großen Zahl von auch psychiatrischen Fachtagungen. Diese diskutierten auf zwei unterschiedlichen Ebenen die Herausforderungen für uns: einerseits die Frage der individuell notwendigen Behandlung der Traumata der hierher geflohenen Menschen und andererseits die eher gesellschaftliche oder gesellschaftspolitische Erwartung, die vorhandenen Behandlungs- und Unterstützungssystem, also unsere Gesellschaft in Gänze solle dies auch leisten oder leisten können. Ich knüpfe zunächst an der zweiten Frage an.

Heute, ein Jahr später, scheint hier vieles doch sehr anders zu sein, obwohl sich die Lebenslage der Menschen in Syrien, im Irak oder Afghanistan kaum geändert hat. Ist dort heute weniger Krieg, weniger Lebensbedrohung? Sind die mittlerweile zu sogenannten „sicheren Drittstaaten“ erklärten Länder wirklich sicherer als vor einem Jahr und bieten gute Lebensverhältnisse? Ist hier in Deutschland weniger Teilbarkeit von sozialen Errungenschaften, weniger Anteilnahme, weniger Wohlstand vorhanden? Nein, all dies erscheint mir relativ unverändert zu sein, aber die

Gesamtstimmung und die Europapolitische Lage haben sich entscheidend geändert. Die Grenzen innerhalb Europas wurden geschlossen und es gibt politische Vereinbarungen, z.B. mit der Türkei, wie die Zahl der flüchtenden Menschen begrenzt werden soll. Die . anfänglich vielleicht naive . Willkommensbegeisterung scheint mir in breiten Gesellschaftsschichten, vor allem im Mittelstand, einer eher vorsichtigen, manchmal ängstlichen Sorge gewichen zu sein. Hinzu kam europaweit eine populistische Anti-Stimmung gegen das Fremde und für eine obskure nationale Identität. Auch diese hat das Klima hier bei uns entscheidend geändert.

Wenn ich Aussagen von Mitgliedern der Bürgerinitiativen in Hamburg höre, die sich gegen große Sammelunterkünfte positionieren und unter Nutzung ihrer Rechte zur Wehr setzen, so höre ich Sorgen um und Ängste vor Verlust von Ruhe und Sicherheit. Ängste vor aktuellen und vielleicht kommenden Problemen, mit denen die Menschen sich allein gelassen fühlen. Aufnahme, Integration, Teilhabe, ja klar, aber in Maßen bitte. Es sind dies überwiegend ganz normale Menschen, so wie Sie und ich. Keine rechten Dumpfbacken, keine Pauschalierer, nein, ganz normale Menschen, die gerne ihr bisher gewohntes Leben leben wollen. Und für diese persönliche Ebene habe ich durchaus auch Verständnis, sie kann aber nicht Grundlage von Politik sein. Aus einer Reihe von Äußerungen habe ich entnommen, manche Menschen fühlen sich überfordert, allein von der Zahl der Flüchtlinge, manche fühlen sich bedrängt und bedroht von dem ihnen Unbekannten. Fremdes, Unverständliches macht Angst, unabhängig davon, ob es sich objektiv um Gefahren, Risiken und wirkliche Bedrohungslagen handelt. In einer Diskussion hörte ich die Aussage eines Mannes, er sei irgendwie auch erleichtert, dass die Zahl der Flüchtlinge zurückgehe, aber er fühle sich unwohl dabei, habe ein schlechtes Gewissen, weil er wisse, dass viele dieser Menschen damit in Gegenden bleiben müssen (oder dorthin zurückgebracht werden), in denen Gewalt, Terror und Armut an der Tagesordnung sind. Er schloss an, das Zurückweisen sei doch auch unmenschlich, wir würden uns mit schuldig machen am Leid dieser Menschen und er wisse auch keinen Rat, wisse auch nicht was er damit machen wolle.

In dieser ambivalenten Aussage von Schuld und Verantwortung zeigt sich für mich, wie innere und äußere Welten in wechselseitiger Abhängigkeit zusammenhängen und äußere Verhältnisse die innere Ordnung tangieren und wie innere Ambivalenzen konkretes äußeres Verhalten beeinflussen. Dies ist m. M. nach eben auch eine Frage

nach der Gewalt, hier eher struktureller oder gesellschaftlicher Gewalt, und deren traumatisierender Folgen und auch eine Frage von Macht und Ohnmacht.

Und jeder von uns kennt dieses Gefühl von Ohnmacht und das Gefühl der Macht/Gewalt mächtigerer Instanzen ausgeliefert zu sein und dies in völlig unterschiedlichen Zusammenhängen. Und sehr viel weniger von uns kennen darüber hinaus das Gefühl in seinem Leben bedroht zu sein, so wie viel der Flüchtlinge. Jeder von uns verfügt über irgendeine Erfahrung mit Gewalt, als Opfer von Gewalt aber auch, so wie wir es im Einladungstext schrieben, manchmal auch als Täter. Als Täter vielleicht sogar, ohne dies wirklich zu wollen oder ohne anders handeln zu können. Wobei letzteres, also das Täter-Sein, für mein Gefühl schwieriger zuzugeben zu sein scheint, wer will schon Täter sein?

Die Themen Gewalt, Traumatisierung und die Psychiatrie gehören zueinander wie der Fisch und das Wasser. Seelische Schäden sind Folgen von Gewalt, die Psychiatrie will hier behandeln und heilen. Aber, Menschen, die Gewalt erleiden, sind aber auch manchmal selbst Gewaltausübende. Auf dem ersten Blick nicht erklärbare Gewalttätigkeit wird in der öffentlichen Meinung schnell mit psychischer Erkrankung assoziiert. So tauchen z.B. im Zusammenhang mit Selbstmordanschlägen immer wieder Begriffe wie psychisch erkrankt, schizophren oder verrückt auf, so als ob die Nutzung dieser Label eine Erklärung oder Begründung für diese Taten liefern kann. Eine Etikettierung die zumindest eine gesellschaftlich akzeptierte scheinbar vernünftige Erklärung herstellt und die Frage nach dem Bösen im Menschen vermeiden hilft. Dabei handelt es sich doch im Falle der Attentäter, so sehe ich es, einfach um fanatische Kriminelle, um Mörder. Oder, im Falle des bewusst herbeigeführten Flugzeugabsturzes in Frankreich vor einem Jahr, wie schnell war sich die öffentliche Meinung da sicher, dass Menschen mit psychischen Störungen keine verantwortungsvollen Aufgaben übernehmen dürften. Sie seien unberechenbar, diese Risiken dürfe man nicht eingehen, hier müsse die Psychiatrie ihrer Verantwortung gerecht werden. In der neuesten Ausgabe der Psychiatrie-Zeitung ~~„Eppendorfer“~~ wird dagegen auf eine möglicherweise schwierige Kontrolle in der Luftfahrt mit psychischen Erkrankungen hingewiesen, der einen offenen Umgang mit psychischen Problemen erschwere.

In der Psychiatrie ist dieses Zusammengehen mit dem Thema der Gewalt weder für Patienten noch für Mitarbeitende auflösbar. Es ist unauflösbar, weil es neben einem fürsorglichen, helfenden und heilenden Auftrag der Unterstützung und Behandlung immer auch den andern, den gesellschaftlichen Auftrag gibt, diese vor dem Nicht-Vorhersehbaren und der damit manchmal eben auch realen aber überwiegend nicht realen Gewalt ausgehend von Menschen mit psychischen Störungen, zu schützen. Sie soll Menschen kontrollieren, gesellschaftliche Risiken wegschließen. Und beinahe im selben Atemzug wird dieselbe Psychiatrie für Fehler, die in ihr passieren, wie im Falle des zu Unrecht untergebrachten Gustl Mollath, als unmenschlich und gewalttätig verurteilt.

Diese Ambivalenz, Freiheitsrechte für manche einzuschränken und sie Ihnen gleichzeitig zu gewähren, das Außen schützen zu sollen und das individuelle Innen zu stärken, macht die Gestaltung psychiatrischen Alltags vollständig ohne Gewalt sehr schwierig. Ich neige da zu einer eher skeptischen Haltung und halte dies tendenziell für eher unmöglich. Unser gemeinsamer Auftrag besteht daher darin, Gewalt und Gewalt fördernde Strukturen, Abläufe, Konzepte und Methoden auf das absolut notwendige Minimum zu reduzieren. Strukturen, Behandlungs- und Unterstützungskonzepte müssen wir auf Gewaltreduzierung und wo immer es geht auf Gewaltvermeidung ausrichten.

Aber, es bleibt wohl dabei, Psychiatrie will Lösungen und Hilfen bieten bei Gewaltfolgen und wirkt oder ist oftmals selbst gewalttätig. Zwangsmaßnahmen sind institutionell und gesetzlich verankert und werden damit einerseits legitimiert und andererseits . insbesondere von denen, die sie erleiden . deutlich kritisiert. Manches Handeln von Mitarbeitenden jedweder Profession in diesem Kontext wird von Betroffenen als gegen sie gerichtete Gewalttätigkeit erlebt. Mitarbeitende in der Psychiatrie stehen für Hilfen im Umgang mit Gewalt, sind aber viel zu häufig selbst hilflos und verstrickt. Auch ich kenne diese Verstrickung aus meiner Praxis. Vor vielen Jahren bin ich von einem Klienten, der sich in einer psychotischen Ausnahmesituation befand, mit einem Messer angegriffen worden. Der Schock hat mich lange beschäftigt und nur durch lange psychotherapeutische Begleitung gelang es mir, diese Erfahrung in mein Leben zu integrieren. In solchen Erfahrungen brauchen Mitarbeitende Hilfe, Unterstützung, manchmal auch Behandlung. Auf der anderen Seite kenne ich auch, vor allem strukturelle Gewalt, die sich in ganz

verschiedenen Formen gegenüber Patienten und Klienten zeigt. In begrenzter Zeit von Mitarbeitenden, in Dienstplänen, die eng und knapp gestrickt sind, in der Schlüsselgewalt der Mitarbeitenden in geschlossenen klinischen und außerklinischen Einrichtungen. Aber ich erkenne sie auch im mangelnden Verständnis für oder der Unmöglichkeit des Verstehens der Weltsicht von Klienten/innen, was Gewalt auf der anderen Seite geradezu provoziert.

Weil das Thema überall bedeutsam und präsent ist und viel zu oft die Seite des Verschweigens, des Nichtansprechens und des Wegsehens im Vordergrund steht, haben wir es auf die Tagesordnung gesetzt. Wir sind uns darüber bewusst, dass die Verwobenheit von Gewalt mit psychiatrischem Handeln und den Institutionen es schwer macht, einen Schritt zurück zu treten, um dieses Verhältnis in seiner Vielfältigkeit zu betrachten. Dennoch wollen wir es mit dieser Tagung tun und dabei geht es auch um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Traumabegriff und der politischen Dimension von Traumatisierungen.

Die Vorträge und die Arbeitsgruppen der Veranstaltung beleuchten das Thema und seine Folgen aus unterschiedlichen Richtungen, sodass vielleicht kein komplettes, aber doch ein komplexes Bild entstehen kann. Differenziertes Betrachten und Abwägen, das Zulassen anderer Positionen, das Sich selbst Infrage stellen sind vielleicht keine Rezepte zur Gewaltbewältigung, wohl aber notwendige Voraussetzungen für einen hilfreichen Umgang mit diesem Phänomen.

In diesem Sinne wünsche ich uns eine persönliche, eine menschliche und einander zugewandte Tagung.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.